9. August 1939 · Nummer 181

In freier Stunde

Sohr, der Knecht

Roman von Arno Franz

(8. Fortsetzung) (Nachdruck verboten)

„Bin ich ein Ganeff!" entrüstete sich Kirschbaum. „Ich hab' ihm schon mehr bezahlen dürfen wie fünfhundert Mark."

„Das wollt' ich nur hören, Herr Kirschbaum. Besten Dank."

„Wie heißt!"

„Also nun passen Sie mal gut auf," und Sohr setzte Herrn Kirschbaum das Folgende auseinander. „Voigt ist tatsächlich nicht verhandlungsfähig. Das Pferd, das ihn geschlagen hat, bin ich."

Herr Kirschbaum rückte ängstlich auf seinem Sitze nach links, und Frau Kaden beugte sich aus dem Fenster, um kein Wort zu verlieren, das da unten gesprochen wurde.

„Ich glaube, Ihnen damit einen Dienst erwiesen zu haben, Herr Kirschbaum."

„Mir? Einen Dienst" — kam es entgeistert von dessen zuckenden Lippen — „sind Sie meschugge? Einen Dienst, mir — wenn Sie einen Menschen verhandlungsunfähig schlagen?"

„Man hätte Voigt und Genossen ja auch verhaften lassen können — wegen Betrug zum Beispiel oder wegen Diebstahl — er trug nämlich auch Getreide zur Hintertür hinaus — oder wegen Unterschlagung und anderer Dinge. Sie wissen doch, was solche Prozesse für Staub aufwirbeln und was die Gerichte da noch alles für Nebendestillate herausknietschen, wie beispielsweise: Bestechung, Hehlerei und was weiß ich noch alles. Und da die Gerichte nicht mir nichts, dir nichts urteilen, sondern prüfen und in der Regel auch schauderhaft gründlich prüfen — die sind ja so fabelhaft neugierig und wollen jeden Dreck wissen — hätten sie sich ganz bestimmt auch bei Herrn Kirschbaum erkundigt. Na, und ob das —"

„Gott soll schützen!"

„Der wird sich hüten, Herr Kirschbaum, vorläufig habe ich geschützt. Aber nicht umsonst. So menschenfreundlich bin ich nicht."

„Sie werden mich erkenntlich finden."

„Ich hoffe es."

„Aber kommen Sie, wir wollen uns den Weizen besehen."

„Nein, Herr Kirschbaum, das wollen wir nicht. Wir wollen aber was anderes. Sagen Sie: kennen Sie Warburg in der Neuen Königstraße?"

Kirschbaum horchte auf und wiegte den Kopf hin und her. — Wie kam dieser Mensch plötzlich auf Warburg. Was wollte er damit? Das war ja ein ganz gefährlicher Kerl, den sie ihm da auf den Hals geschickt hatten. Vor dem mußte man auf der Hut sein.

„Sie wissen wohl nicht recht, ob Sie ja oder nein sagen sollen, Herr Kirschbaum."

„Also sag' ich: Ja und nein."

„Das heißt mit anderen Worten: Kann es Ihnen bei mir nützen, wenn Sie ihn kennen, dann kennen Sie ihn, könnte es Ihnen schaden, dann kennen Sie ihn nicht."

„So ähnlich ist es."

„Schön, Herr Kirschbaum. Und wenn ich Ihnen nun sage: Es kann Ihnen viel, sogar sehr viel nützen?"

„Dann ist der Warburg meiner Schwester Mann."

„Glänzend!"

„Nicht wahr, Herr Sohr, ganz famos — schon wegen der zweitausend Mark, die am Einunddreißigsten fällig sind."

„Sehr richtig", sagte Sohr. „Das ist Ihr Trumpf, nur nützt er Ihnen nicht viel."

„Doch, doch! Er nützt mir schon. Die zweitausend Mark sollen nämlich mit dem Weizen bezahlt werden."

„Das wissen Sie auch?"

„Warum soll ich nicht wissen!"

„Das ist ja ein ganz veritabler Lump, dieser sogenannte Vertrauensmann der Frau vom Finkenschlag. — Sie vergessen aber doch, Herr Kirschbaum, daß ich wesentlich im Vorteil bin. Ich kann zum Staatsanwalt laufen, Sie nur zum Zivilrichter. Bevor Sie von dem einen Termin bekommen, ist die Ernte ausgedroschen und bevor Sie ein rechtskräftiges Urteil erlangen, ist Warburg bezahlt. Wir sind 'raus mit sechsundsechzig und Sie sitzen drin, wie Ihr seliger Glaubensgenosse Daniel in der Löwengrube. — Nun verkenne ich durchaus nicht, daß es uns scheußlich ungelegen käme, wenn wir noch zwischen dem Einfahren dreschen müssen. Die Ernte ist dieses Jahr weit über mittel, stellenweise sogar ausgezeichnet und die Leute sind knapp."

Kirschbaum hatte sofort die Situation erfaßt. Er hielt es für gut, dem anderen auf halbem Wege entgegenzukommen.

„Machen Sie mir einen Vorschlag, Herr. Ich will mit Ihnen in Frieden leben."

„Das ist sehr klug von Ihnen, Herr Kirschbaum. Mein Vorschlag ist akzeptabel, ich verlange nichts Unbilliges."

„Lassen Sie hören."

„Ich fahre mit Ihnen zu Warburg. Sie helfen mir dort einen Zahlungsaufschub von sechs Wochen erwirken. Dafür verspreche ich Ihnen: ruht die Vergangenheit und in Zukunft machen wir Geschäfte, die der bebrillteste Chemiker beschnüffeln kann."

„Krieg' ich den Weizen, Herr Sohr?"

„Wenn er ausgedroschen ist, ja, vorausgesetzt, daß

Warburg spinnt und Sie einen Preis bezahlen, den man auch unter Brüdern laut nennen kann."

„Auf Wort und Handschlag?"

„Auf Wort und Handschlag!"

„Dann steigen Sie ein."

Sohr setzte sich zu Kirschbaum in den Wagen und beide fuhren zu Warburg.

Frau Kaden sah das Wägelchen davonfahren und am Ende der Allee verschwinden.

Wie war ihr denn?

War denn nicht eben jetzt etwas Unmögliches geschehen? Hatte sie nicht eben Ohrfeigen empfangen, links und rechts, so daß ihr Hören und Sehen verging? Sie versuchte Ordnung in Denken und Fühlen zu bringen. Es gelang ihr nicht. Voigt, Sohr, Kirschbaum, Warburg, Diebstahl, Hehlerei, Betrug, Unterschlagung, Staatsanwalt, Grauen, Enttäuschung, Beschämung, Ekel und Hochachtung — das wirbelte in Herz und Hirn zusammenhanglos durcheinander. Das Gespräch der beiden da unten hatte sie klein gemacht, daß sie vor sich selber Angst bekam. Sonderbar — nur vor sich selber, vor der Zukunft empfand sie keine mehr. Da war ja einer, der wühlte sich hinein in die Zukunft, die bisher immer nur wie eine dunkle Wand vor ihr gestanden hatte, schlug Bresche und hinter der Wand schien die Sonne. Aber daß es gerade der war, der sonst immer beiseite stand, der niemanden suchte und niemanden an sich heranließ, der ein Knecht war und doch keiner war, daß nicht Voigt das konnte, was dieser andere konnte, der ihm unterstellt war und daß sie es nicht selber konnte, sie, die Herrin, das war beschämend. Und daß dieser eine sich nicht anbot, gar nicht fragte, einfach hinging, den anderen ins Gesicht schlug, sie zur Seite schob, als ob sie Luft sei und handelte, das war das Niederdrückende. Das traf sie mehr als Voigts Vertrauensbruch. Ihr war, als ob auch sie geschlagen worden sei, als ob ihr seine Faust im Nacken säße und sie zu Boden zwänge. Der Knecht die Herrin!

Der Knecht die Herrin! Das stand immer vor ihrer Seele. Darüber kam sie nicht hinweg.

Sie schlug die Hände vor das Gesicht und weinte Tränen der Wut und Scham. Und solche Tränen sind wie Glut und tun weh und hinterlassen Spuren.

Gegen Abend kam Kaden von Großsteinau herüber. Als er den Hof betrat, jubelte ihm Clausimann entgegen: „Onkel, Onkel, weißt du schon? Sohr hat den Hofmeister verwamst", welche Tatsache ihm mächtig imponierte.

„Ja, mein Junge, das weiß ich schon und deshalb komme ich eben. Wo ist denn die Mutter?"

„In ihrem Zimmer", und sich auf die Zehen hebend, sagte er: „Onkel, ich will dir was leise sagen." Kaden beugte sich zu ihm hinunter und Claus brachte seine Neuigkeiten an: „Mutti ist nervös. Mutti hat schrecklich geweint und Sohr ist fort."

„Sohr ist fort?"

„Du brauchst aber nicht erschrecken, Onkel, er kommt wieder. Er hat mir noch nicht adieu gesagt."

„Der wird sich viel aus dir machen."

Aber da kam Onkel Kaden schlecht an.

„Sohr ist mein Freund, mußt du wissen", sagte der kleine Mann voller Stolz, „und Freunde sagen sich immer, wo sie hingehen, wenn sie mal fortgehen, damit sie sich besuchen können. Das hat mir Sohr erzählt und der weiß das ganz genau."

Kaden setzte sich auf die unterste Treppenstufe und nahm seinen Neffen auf den Schoß. Er sah ihm in die strahlenden Augen, in denen Liebe und Vertrauen standen.

„Du hast den Sohr wohl recht gern?"

„Schrecklich", sagte Claus und legte beteuernd die Hand auf die Brust.

„Lieber wie mich?" fragte Kaden.

„Ja", kam die Antwort ohne Besinnen.

„Auch lieber wie Mutti?"

Da wurde Claus verlegen. Er blickte den Onkel mit erschrockenen Augen an und der wußte, was er wissen wollte. — Behutsam stellte er den Kleinen auf die Erde, strich ihm über das Haar und sagte: „So, mein Junge, nun will ich mal sehen, wie es Mutti geht", aber Claus hielt ihn zurück.

In seinem kleinen Herzen rumorte es und in seinem Gewissen war etwas in Unordnung geraten. Onkel Kaden war ein gescheiter Mann, der mußte ihm Antwort geben können. Und er fragte: „Onkel — ist das eine große Sünde, wenn ich jemand lieber habe wie Mutti?"

„Nein, Clausimann, das ist überhaupt keine Sünde. Die Liebe ist von Gott. Er schenkt sie denen, die sie mögen."

Da war dem Claus ein Stein vom Herz. Dankbar streckte er die Arme nach Kaden aus und sagte: „Mal drücken, Onkel." Und der lange Kaden nahm seinen kleinen Neffen an die Brust. Er preßte seinen Mund auf die kleine Schnute Clausimanns und schaukelte ihn auf den Armen.

Claus strampelte mit den Beinen und quiekte vor Vergnügen.

„Dein Schnurrbart krabbelt, Onkel! — Du, mag das überhaupt Tante Aemely leiden?"

„Natürlich mag sie das leiden, sonst hätte ich ihn doch nicht. Laß dir auch einen wachsen, dann krabbelt deiner auch."

„Nee, ich will keinen, Sohr hat auch keinen."

„Stimmt ja! Sohr hat keinen, das habe ich ganz vergessen. Und wenn Sohr keinen hat, können tausend Onkels Schnurrbärte haben. — Claus macht's wie Sohr."

„Ich soll wohl nicht, Onkel?"

„Doch, doch, mein Junge. Immer halte dich an Sohr, er ist ein guter Kerl. — Aber nun will ich mal schauen, wie es Mutti geht."

„Und ich will Hannjörg fragen, wann Sohr wiederkommt."

„Wenn es Hannjörg weiß."

„Der wird's schon wissen. Der ist nämlich auch sein Freund", damit ging Clausimann den Ställen zu und Kaden trat ins Haus.

Die Schwägerin empfing ihren Schwager in denkbar übelster Laune. Das war heute ein kritischer Tag erster Ordnung gewesen und er war immer noch nicht vorbei. Der Himmel hing noch bleigrau über ihrem Dasein und träufelte unmutsvolle Gedanken in ihr Gemüt. Des Kopfwehs war sie noch nicht eine Minute ledig gewesen und nun kam zu allem Uebel auch noch dieser Steinauer, ihr die Hölle heiß zu machen. Er konnte kaum etwas anderes wollen als ihr zusetzen und Vorwürfe machen, denn er hatte ja den gleichen Narren an diesem Sohr gefressen wie ihr Junge. Und Voigt war ihm nie grün gewesen.

Ohne viel Umstände nahm Kaden seine Schwägerin um die Schulter und drehte sie dem Lichte zu.

„Nun laß dich mal besehen, Carla. Schaust nicht gerade glänzend aus. Bißchen angegriffen. Ich hätte dich anders zu sehen erwartet. Siehst aus wie verhagelte Petersilie."

„Hör' auf mit Spotten, Harro. Ich bin heute nicht aufgelegt."

„Spott — is nich'! Bildest du dir ein, du sähest

berühmt aus? Da ist der Spiegel, beschau dich mal. Als ob einer vom Finanzamt vor der Tür stünde . . ."

„Du sollst das lassen. Ich kann es nicht hören."

„Nun sag' bloß, Carla, was ist los, daß du so empfindlich bist?"

„Als ob du das nicht wüßtest."

„Ich habe allerlei munkeln hören, aber auf das Gewäsch gebe ich nichts. Du mußt schon so freundlich sein und mich unterrichten."

„Und wenn ich nicht mag?"

„Dann wird ja wohl Sohr bald zurückkommen, der in der Sache ziemlich genau Bescheid wissen dürfte."

„Sohr — Sohr — dieser Sohr! Er bringt mich noch zur Verzweiflung."

„Hm", machte Kaden und sah seiner Schwägerin zu, die mit großen Schritten im Zimmer auf- und abschritt. Sie hatte in der Tat geweint. Man sah es den müden Augen an. Sie war auch jetzt noch nicht mit sich im Reinen und fand sich nicht zurecht. Ihr Unglück war, daß sie seit dem Tode ihres Mannes nie Widerstand erfahren hatte und immer nur von Domestiken umgeben war — bis da eben einer gekommen war, der nicht zu dienern verstand und unter Umständen, ohne auch nur ein Wort zu verlieren, eine Sache um der Sache willen tat.

„Hätt' ich diesen Menschen nie gesehen," stöhnte Frau Kaden und hielt sich den Kopf mit beiden Händen.

„Ich möchte nur wissen, warum? Weil er deinen Hofklown, diesen Voigt, wie Claus sagt, „verwamst" hat, brauchst du doch nicht verzweifelt zu sein. Das war jedenfalls ebenso heilsam wie bitter notwendig, denn sonst hätte es Sohr nicht getan."

„Das bezweifle ich auch gar nicht, nur finde ich es von ihm dreist, sich in Dinge zu mischen, die ihn nichts angehen und Dinge zu tun, die ihm zu tun nicht aufgetragen wurden."

„Erlaube, Carla, ich verstehe nur eines nicht: Wie kann[illegible]u dich erregen wegen des Blümeleins, das er dem Voigt liebreich ins Gesicht pflanzte."

„Wenn es nur das wäre", stieß Frau Kaden heraus. „Und was ist es denn noch?"

„Wenn du es durchaus wissen willst: Ich habe am Ultimo zweitausend Mark zu zahlen. Woher nehmen, wenn nichts da ist? Wir wollten deshalb den Weizen am Steinauer Weg verkaufen. Voigt riet dazu und hat sich auch darum bemüht. — Um diesen Verkauf zu vereiteln, geht dieser Sohr hin, boxt den Voigt zu Boden, fängt den Juden Kirschbaum ab, schüchtert ihn erst mit dem Staatsanwalt ein und fährt dann mit ihm zu Warburg, von diesem einen sechswöchigen Zahlungsaufschub zu erwirken. Und das alles, ohne mir ein Wort zu gönnen."

„Daran bist du selbst schuld."

„Ich?"

„Natürlich! Hast du dem Sohr je schon ein freundliches Gesicht gezeigt?"

„Hab' ich das nötig?"

„Nein, durchaus nicht. Du bezahlst den Kerl — basta! Aber dann darfst du dich nicht beklagen, wenn auch er den Mund nicht auftut. Es ist überhaupt ein Wunder, daß er sich um die Sache gekümmert hat. Er hätte euch ja ruhig — entschuldige den Ausdruck — diese kaum ausdenkbare Dummheit begehen lassen können, dann hättest du diesen Winter vermutlich keine warme Stube mehr gehabt und ganz bestimmt auch keine sorgenfreie Stunde."

Frau Kaden, die immer noch im Zimmer auf- und abschritt, blieb plötzlich vor ihrem Schwager stehen.

„Es macht dir scheinbar besondere Freude, mir Liebenswürdigkeiten zu sagen."

„Wenn es sein muß, unterziehe ich mich dieser Aufgabe gern."

„Es muß nicht sein."

„Das ist deine subjektive Ansicht, liebe Carla. Meine geht anders 'rum."

„Ist aber auch nur subjektiv."

„Nicht so ganz, wie du glaubst. Ich bin an dem, was hier geschieht, nicht ganz so stark interessiert wie du. Ich sehe Finkenschlag von Großsteinau aus."

„Was heißt das?"

„Ich urteile über deinen Betrieb als Fachmann, nicht als Verwandter."

„Und findest vieles auszusetzen?"

„Sehr vieles."

„Darf ich bitten?"

„Erlaß mir Einzelheiten, es würde zu weit führen, nur das ganz große Unzulängliche sei dir genannt. Das bist du selbst und dein Hofmeister."

„Harro!"

„Verstehe mich nicht falsch. Vor deinem Wollen alle Hochachtung, aber mit dem Wollen allein verwaltet man keinen Besitz wie den deinigen. Dazu gehört Können!

(Fortsetzung folgt)

Die Nacht von Harwich

Skizze von Walter Falkenau

Die Hafenpolizei an der Südküste Englands befand sich in höchstem Alarmzustande, seit das Vorhandensein eines Schmugglerrennbootes „Le Diable" einwandfrei festgestellt worden war. Nachdem alle Bemühungen, seiner habhaft zu werden, gescheitert waren, setzte man das Londoner Polizeiboot „The Cappard" ein und übertrug dem bekannten Polizeimajor Tom Huston, dem seinerzeit auch der große Fang auf der Höhe von Southampton geglückt war, das Kommando. Huston, ein Mann, ausgangs der fünfziger Jahre, suchte sich drei seiner befähigten Sergeanten aus, und unter der geschickten Maske einer reparaturbedürftigen Privatjacht namens „Lady Winston" ging der „Cappard" im Hafen von Harwich unauffällig vor Anker.

Nachts fuhr er heimlich hinaus und lauerte auf der Höhe vor Harwich. Baker am Scheinwerfer schrie auf einmal auf: Das Schmugglerboot hatte sich im Kegel gefangen. Auch der Major hatte es sofort bemerkt. Er zuckte zusammen, riß das Steuer herum und versuchte, dem Feinde den Weg zur Küste zu verlegen. Lawrance stand schon am Schiffsgeschütz. Tief bohrte sich das Polizeiboot in die Wellen. Sie fuhren mit höchster Geschwindigkeit, sie fuhren wie durch ein Tal, das von Wasserbergen flankiert wird. Und immer wieder hielten Baker und Farnell am Scheinwerfer den „Diable" fest. Da gab der endlich das Manövrieren auf, mächtig sprang das schwarze Schiff an und versuchte, durch gerade Flucht an die Küste zu entkommen. An seinem Heck blitzte es auf. Und noch einmal, und noch einmal. Die Schmuggler nahmen den Kampf auf. Hinter dem Polizeiboot stachen die Wassersäulen aus dem Wasser heraus. Major Huston stand mit ineinandergekrampften Händen auf der schmalen Kommandobrücke und schrie: „Los, feuert, was herausgeht!"

Ihm war, als zerspringe in ihm etwas. Durch den schlanken Leib des „Cappard" zuckte es, und wieder, und wieder. Die Schnelladekanone tat volle Arbeit. Heulend zischten die Geschosse hin. Major Huston stand unter dem Druck einer rätselhaften Angst, aus der ihn lautes, jubelndes Rufen erweckte.

Der achte Schuß war ein Volltreffer gewesen. Der „Diable" lag still, sein dunkler Körper legte sich auf die Seite, indessen das Polizeiboot drohend heraneilte. In Minuten mußte das Schmugglerboot sinken. Der Scheinwerfer erfaßte dieses grausige Bild in erschütternder Deutlichkeit. Nach kaum einer Minute legte der „Cappard" fauchend neben dem sinkenden Feinde an. Baker und Lawrance hielten die Revolver schußbereit. Ein Unverletzter trat ihnen entgegen und wehrte mit einer müden Gebärde ab:

„Laßt das ruhig stecken, das ist nun alles vorbei."

Und seine zitternde Hand deutete auf zwei wie leblos liegende Körper seiner Kameraden. Baker und Lawrance faßten mit an und trugen die beiden in das Polizeiboot hinüber. Der unverletzte Dritte sprang ihnen schnell nach, denn der „Diable" legte sich nun endgültig auf die Seite. Durch ein

schnelles Manöver entfernte sich der „Cappard“ von seinem versinkenden Gegner.

Dann erst bekümmerten sich die Sergeanten um die beiden Schmuggler. Einer von ihnen war tot, der andere schwerverletzt.

„Das war William Douglas, unser Führer,“ sagte der Dritte und zeigte dabei auf den Schwerverletzten.

Sie trugen ihn in die Kajüte hinunter, indessen Baker dem Dritten Handschellen anlegte. Major Huston übertrug nun Baker das Steuer, betrachtete mit zusammengekniffenen Lippen den Gefangenen und schritt dann in die Kajüte hinunter, wo Douglas, der Schmuggler, lag. Ein Granatsplitter hatte ihm die Brust zerrissen. Farnell sagte, als Major Huston langsam eintrat:

„Der macht auch nicht mehr lange, Major . . .“ Er wollte noch mehr sagen, aber er verstummte erschrocken, als er das Gesicht des Mannes sah.

Major Huston stand vor dem todwunden William Douglas. Er stand starr, unbeweglich und todbleich. Seine Augen waren schmerzvoll geöffnet. Dann löste er die Arme, hob sie langsam hoch, und ein tiefes Stöhnen entquoll seinem Munde. Die breiten Schultern begannen zu zucken und zu zittern, der mächtige Leib erbebte. Wenn ihn der erschrocken hinzuspringende Lawrance nicht gehalten hätte, wäre Polizeimajor Huston neben Douglas zu Boden gestürzt.

Der Verwundete hob mühsam seine Hand.

Major Huston legte die Linke über die Augen und suchte mit der Rechten nach den bittenden Fingern des Verletzten.

„William . . . mein Gott . . . so . . .“

Erschüttert kniete Major Huston neben dem sterbenden Manne, er neigte seinen grauen Kopf zu dessen Munde und lauschte den nur gehauchten Worten:

„In Harwich . . die Gladys Douglas . . . meine Frau . . . und der William . . . vier Jahre jetzt . . . sie wissen nichts . . . was ich trieb . . . oh, es ist alles so dunkel . . . so dunkel . . .“

Ein Röcheln, dann ein schmerzgepeinigtes Strecken des Körpers, und noch einmal ein erlöstes Atmen, dann war es still. William Douglas war gestorben.

Farnell raffte sich zusammen und redete unsicher: „Wir alle, Herr Major, wir verehren und lieben Sie . . . und wenn es mit diesem Mann hier seine eigene Bewandtnis hat, Herr Major . . . wenn wir Ihnen vielleicht helfen können . . . denn Sie scheinen ihn gut gekannt zu haben, Herr Major . . .“ Er beugte sich vor und sagte leise: „Ach, er ist ja schon tot . . .“

Major Huston straffte sich und sagte fest:

„Ja, Sergeant Farnell, mein Sohn ist gestorben.“

Und während Farnell geradezu entsetzt zurücktaumelte, so als hätten diese unverhofften Worte ihn beinahe niedergeschlagen, ging Major Huston in aufrechter Haltung an ihm langsam vorüber, hinaus, draußen wichen Baker und Lawrance ehrfürchtig zur Seite, als er starren Gesichts dann die wenigen Stufen zur Brücke hinaufstieg und seine Hände fest um das Steuer legte.

Farnell ermannte sich langsam und ging dann zu Baker und Lawrance, denen er die Tragik dieser Stunde eröffnete. Und während Huston den „Cappard“ langsam zurücksteuerte, wickelten die drei Sergeanten den toten Schmuglerführer in eine alte Zeltbahn ein und trugen ihn an die Reling. Baker und Lawrance hoben ihn hoch, und Farnell, als der Dienstälteste, trat unter die Kommandobrücke und meldete mit heiserer Stimme:

Major!“

Und dann, als der alte Polizeioffizier aus seinem gramzerfurchten Gesicht zu ihm hinabsah:

„Wir begraben Ihren Sohn, Major.“

Huston faßte sich mühsam und nickte dann schweigend. Seine Augen sahen wieder starr geradeaus. Farnell trat zu seinen Kameraden zurück und legte die Hand salutierend an die Mütze, indessen Baker und Lawrance ihre traurige Last über die Reling warfen. Dann schritten sie leise davon, es war, als fürchteten sie sich vor dem unbewegten Gesicht des alten Mannes da oben auf der Brücke. Sie standen wie auf Verabredung nun alle vor dem Gefangenen. Farnell sah sich um, sah zur Küste hinüber, schätzte die Entfernung auf gut tausend Meter, löste dem überraschten Schmuggler die Handschnellen und sagte, indem er ihm einen ziemlich unsanften Stoß versetzte: „Da, geh über Bord und schwimm los.“

Die anderen beiden Sergeanten nickten sich zu. Nur zwei Sekunden, ein Paar ungläubig aufgerissene Augen, ein undeutliches Lächeln, und dann war der Platz, auf dem der Schmuggler gestanden hatte, leer. Ein leises Klatschen im Wasser verriet, daß er die unverhoffte Aufforderung schleunigst befolgt hatte.

Die Sergeanten traten zueinander, und Farnell sagte leise:

„Und da, der Dritte, der Tote, soll uns als Ausweis dienen, daß wir den „Diable“ vernichtet haben, der Tote kann nichts mehr davon ausschwatzen, daß der Schmugglerführer der Sohn des Majors gewesen ist. Das bleibt nur unter uns, davon darf niemand etwas erfahren, hört ihr?“

Sie drückten sich die Hände wie zum Schwur.

Vor Tau und Tag

Von Wilhelm Plog.

Als in der Nacht an Schlaf nicht mehr zu denken war, gab ich es auf. Behutsam stieg ich aus dem Bett und kleidete mich an, so lautlos es gelingen wollte. Dann aus dem Haus; das war das schwerste. Nur keinen Lärm!

Ich aber wollte eine Radtour machen — vor Tag. Man muß nicht alles stets zur gewohnten Stunde tun; das macht den Menschen simpel. Und schlafen konnte ich ja doch nicht.

Die Straße war traumhaft still und mir auf zaubersame Weise fremd. Die Gärten frisch und feierlich, als wären sie zum Fest bereitet. Ganz leise, wohl noch halb in Schlaf, begann ein Rotschwänzchen zu singen. Der Frühaufsteher wartet ja den Tag nicht ab. Rotkehlchen ließ die ersten Triller hören. Und drüben, am Gehölz, rief auch die Singdrossel.

Doch: es ist gut, vor Tag zu fahren. Mir war's nicht leid um den versäumten Schlaf. In flotter Fahrt ging es hinunter nach Vierlanden. Die Straße gehörte mir ja ganz allein.

Weiß stand der Morgennebel über den Wassergräbern bei Curslack. Ein Fischreiher stieg aus nasser Wiese auf. Sein schriller Ruf drang warnend durch die Stille. Mit schwerem Flügelschlag ruderte er der Elbe zu.

Wie kühl der Morgen war! Wie tief in Schlaf die kleinen Siedlerhäuser am Heerweg. Selbst auf den großen Bauernhöfen regte sich noch nichts.

Ich lauschte dem Schilfrohrsänger am Grabenrand. Und eben landete ein stattlicher Fasanenhahn mitten auf der Straße, gar nicht weit vor mir. Er sah mich nur kurz prüfend an und schien zufrieden: dieser Mensch ist ungefährlich.

Ein rötlicher Streif am östlichen Horizont verkündete den jungen Tag. Nicht lange, und es tauchte, noch verschleiert, tief dunkelrot der Sonnenball hinter dem Geestrand auf. Da blitzte und funkelte es an Gräsern, Busch und Schilf von Tau. Der Nebel zog sich schlängelnd durch die Wiesen. Es sickerte im Boden, tropfte vom Gesträuch; es reckte und dehnte sich dem Licht entgegen. Fruchtbares Land, von unermüdlichen Händen treu gehegt!

Links, auf einem Bauernhof klappte eine Tür. Ein Mann mit Angelgerät stapfte hinten durch die Wiese. Klatschend ging ein Volk Rebhühner hoch; sie fielen jedoch jenseits des Grabens wieder ein. Das wissen sie, bis zum Graben geht er nur. Hier kennen Tier und Mensch einander gut, und jedes stellt sich ein, wie es am besten lebt.

Da rasselt doch wahrhaftig schon ein Lastauto den schmalen Deich entlang nach Altengamme. Es hält kurz hier und dort. Am Deichrand stehen Körbe und Kisten mit Gemüse. Die Stadt hat Hunger; sie ist schier unersättlich. Es schleppt die frisch duftende Fracht zu Markt.

Ja, jetzt ist's heller Tag! Die Hähne krähen auf den Höfen. Die Spatzen schnattern und schmatzen lustig in den Kirschbäumen. Die Kühe halten ihren Morgenschmaus und lugen schon mal hinüber nach dem Deich, ob's bald ans Melken geht. Sie tragen schwer.

Auf alles wartet drüben, ganz weit hinten das große Ungeheuer Stadt mit seinen Millionen Menschen. Es giert und drängt; es lockt und droht. Es will die Milch der Kühe und alle Frucht vom Acker. Es will die Menschen gar und lockt mit vielen Künsten.

Noch schläft der Riese. Kaum sieht man fern im Dunst die Türme in die Wolken ragen. Der steinerne Koloß kommt schwer in Gang. Die frühe Morgensonne scheint in tiefe Gassen nicht. Dort kommt sie spät; doch dann mit trockener Glut.

Den Deich herauf stapft schwerfällig und behäbig eine alte Bäuerin, Melkbock und Eimer in den Händen.

„Schall dat Melken losgaan?“ frage ich.

„Ja, warrt woll Tiet.“

Ihr folgt die Tochter, ein blondes, kräftiges Mädchen, vielleicht ist sie auch schon junge Frau. Der Schlaf sitzt ihr noch in den Augen. Mürrisch geht sie ohne Gruß an mir vorbei. Das trotzige Gesicht gefällt mir.

„Utslapen? frage ich.

Keine Antwort. Kühl wie der junge Tag.

Ausgeschlafen hat sie nicht. Doch danach wird hier nicht gefragt. Vierländer reden nur, wenn's ihnen paßt, und gar nicht, was so ein Städter hören will.

Schlepperzüge auf der Elbe! Fracht über Fracht! Da brummt in tiefstem Baß weither aus Westen ein Ozeanriese. Hafen und Stadt beginnen zu erwachen. Und ohne Lärm tun sie es nicht. Wenn so ein Riese atmet, zittert der Grund in weitem Umkreis.

Arbeit! schreien die Sirenen.

Da wird es Tag auch in den kleinen Siedlerhäusern. Türen gehen auf; Fenster werden geöffnet. Ein kurzer Gang noch durch den kleinen Garten; dann schwingt man sich aufs Rad. Die Stadt gebietet. Sie fordert Kräfte und saugt den Menschenstrom zu sich heran, wie sie ihn abends fortblies.

Ein Zug pfeift. Ratternd gehen die Räder. Das ist der Takt. Bald sind sie eingespannt.